

FRANZISKA SCHMITT

Tausche Alltag gegen Leben

Meine Reise ins Glück

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Juli 2013

Knaur Taschenbuch

© 2013 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Der Textauszug aus dem Lied »Erinnert« von Silly
erfolgt mit freundlicher Genehmigung

© Werner Karma (aus dem Silly-Album Alles Rot, 2010)

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-78523-2

2 4 5 3 1

Inhalt

Prolog

9

Lahmgelebt

14

Urlaub kann ja jeder

35

»Sprechen Sie Asiatisch?«

57

Tausche Alltag gegen Leben

78

Auf die Nase geküsst

109

»Reisen ist nicht gut für Sie!«

139

Wiedersehen auf 3000 Metern

159

Im Kulturschock

187

Kopfüber Down Under

210

Aufbruch im goldenen Land

234

Epilog

253

An ein Mädchen, das noch lebt.
An ein Mädchen, dessen Seele lächelnd schwebt.
An ein Mädchen, viel zu tough,
es durch den Wolf zu dreh'n.
Ich danke dir, du hast mich an mich erinnert.
Ich und ich war'n einander schon so fremd.
Ich komm zu mir, du hast mich an mich erinnert.
Ohne dich hätt die Welt mich überschwemmt.

AUS: »ERINNERT« VON SILLY

Prolog

Folgen Sie mir«, sagte der Mann und lächelte mich freundlich an. Er war fast einen ganzen Kopf kleiner als ich, und ein buntes, weites Gewand umspielte seine hagere Gestalt.

Ich atmete tief durch, zog meine Schuhe aus und trat hinter ihm in eine beeindruckende Halle mit Steinfußboden und bunten Fenstern, durch die warmes Tageslicht fiel. Obwohl es draußen deutlich über dreißig Grad heiß war, umfing mich hier drin eine angenehme Kühle. Mein Blick wanderte über die hellgrün gestrichenen Wände und blieb an wunderschönen alten Holzmöbeln hängen, die entlang dieser Wände aufgestellt waren. Sie wirkten antik und sehr schwer und waren mit kunstvollen Schnitzereien verziert.

Große Glasvasen mit traumhaften Liliensträußen säumten den Eingang, und die Blüten verströmten ihren unverkennbaren Duft. An der Stirnseite der Halle entdeckte ich eine Art Altar, ebenfalls bunt geschmückt mit Verzierungen und frischen Blumen.

Wir hatten nun fast die Tür an der anderen Seite der Halle erreicht, und meine Aufregung wuchs. Noch einmal drehte ich mich um, doch der Mann bedeutete mir erneut mit einer Geste, ihm zu folgen. Nun gab es kein Zurück mehr. Bald schon würde ich den ersehnten Blick in meine eigene Zukunft werfen.

Der Mann hatte nun die Tür zu einem angrenzenden Raum geöffnet und winkte mich auffordernd zu sich. Ich beeilte mich, zu ihm aufzuschließen, und begleitete ihn in ein Zimmer, das vergleichsweise schlicht und praktisch eingerichtet

war. Auf einem Schreibtisch, der beinahe vollständig von Papierstapeln bedeckt war, entdeckte ich einen Computer. An den Wänden reihten sich Bücherregale aneinander, in denen sich eindrucksvolle alte Folianten befanden. Offenbar wurden in diesem Raum die geschäftlichen Angelegenheiten geregelt.

Der Mann nahm am Schreibtisch Platz und bot mir ebenfalls einen Stuhl an. Dann erklärte er mir, dass er der Assistent des Meisters sei und wir zuerst einige Formalitäten zu klären hätten, bevor der Meister persönlich mit mir sprechen und die Prozedur beginnen würde.

Während er die Papierstapel nach irgendetwas durchsuchte, wanderte mein Blick beinahe ehrfurchtsvoll über die Buchrücken der Folianten. Welches Wissen diese alten Werke wohl enthielten?

Nur noch ein paar Minuten, und ich würde endlich Antworten erhalten. Antworten auf all die Fragen, die mich so lange beschäftigt hatten. Mein ganzes Leben, vom ersten bis zum letzten Tag, würde der Meister vor mir ausbreiten, und ich würde endlich erfahren, ob der Weg, den ich eingeschlagen hatte, der richtige war.

Schon als ich das erste Mal vor vielen Jahren über die geheimnisvollen Palmblattbibliotheken in Indien gelesen hatte, wusste ich, dass ich eines Tages hierherkommen wollte, um mir aus meinem persönlichen Palmblatt vorlesen zu lassen.

Man sagt, dass an diesen spirituellen Orten das Wissen über die gesamte Menschheit gesammelt sei. Niedergeschrieben auf einzelnen Palmblättern, eines für jeden Menschen, der jemals auf der Erde gelebt hat. Darauf festgehalten sind der Tag der Geburt sowie der Tag des Todes und die wichtigsten Stationen und Ereignisse in der jeweiligen Biographie. Die markantesten Einschnitte, die Weggabelungen, an denen man

die großen Entscheidungen zu treffen hatte. An genau so einer Weggabelung befand auch ich mich gerade.

Ich war zwar kein besonders gläubiger oder spiritueller Mensch, aber die Vorstellung, dass es ein solches kosmisches Weltwissen wirklich gab, dass es einen Ort gab, an dem wir möglicherweise mehr über unser persönliches Schicksal erfahren konnten, faszinierte mich. Zwar war ich nicht gerade interessiert daran, das genaue Datum meines Todes zu kennen, aber nichtsdestotrotz war ich auf der Suche nach Antworten. In den letzten Wochen und Monaten war mein Leben vollkommen auf den Kopf gestellt worden. Alles hatte sich geändert, nichts war so, wie ich immer automatisch angenommen hatte, dass sich die Dinge entwickeln würden. Ich war auf der Suche nach Erkenntnis, nach Orientierung. Und ich hoffte, hier beides zu finden.

»Sind Sie bereit?«, fragte der Mann. »Dann kann es losgehen. Ich werde Ihnen vorab einige Fragen stellen, damit wir Ihr persönliches Palmblatt finden.«

Mein Herz schlug nun vor Aufregung bis zum Hals.

»Lassen Sie uns beginnen«, fuhr er mit feierlicher Stimme fort. »Zunächst benötige ich Ihren genauen Namen und Ihr Geburtsdatum.«

Ich nannte ihm beides, und der Sekretär notierte meine Antworten auf einem Blatt Papier. Anschließend wollte er die Namen meiner Eltern und Großeltern wissen. Obwohl ich aufgeregt war, bekam ich sogar alle Mädchennamen auf Anhieb zusammen und buchstabierte sie ihm. Nach einigen Nachfragen hatte er alles, was er brauchte, notiert und überflog die Angaben mit einem zufriedenen Nicken.

Gleich wird er mein Palmblatt holen, dachte ich aufgeregt, aber noch war es nicht so weit. Es folgten weitere Rituale, die,

so erklärte mir der Assistent des Meisters, dazu dienen sollten, das richtige Palmblatt zu finden.

»Gut. Ich habe jetzt alles, was ich brauche«, sagte er nach einer gefühlten Ewigkeit. Meine Nervosität war nun fast nicht mehr auszuhalten. In meinem Magen kribbelte es vor Aufregung.

»Kommen Sie mit. Ich bringe Sie jetzt in den Lesesaal. Dort wird der Meister Sie in wenigen Minuten empfangen.«

Er erhob sich von dem Schreibtisch und ging zur Tür. Ich beilte mich, ihm zu folgen. Nun wurde es Ernst, gleich lernte ich den Meister kennen, gleich brachten sie mein Palmblatt. Zwischendurch hatte ich schon befürchtet, dass sie es nicht finden würden oder es am Ende keins für mich gab, aber jetzt waren alle meine Zweifel verflogen.

Mit klopfendem Herzen verließ ich hinter dem Sekretär das Zimmer. Erneut schritten wir durch die große Halle mit dem prächtigen Altar und traten aus dem Gebäude. Die Sonne blendete mich, und ich kniff instinktiv die Augen zusammen. Wir überquerten einen kleinen Weg, und der Mann öffnete die Tür zu dem gegenüberliegenden Gebäude. Hinter dieser Tür wartete eine weitere Halle auf uns – das Herz der Palmblattbibliothek. Der Ort, an dem der Meister die Lesungen abhielt.

Ich war erstaunt, wie nüchtern diese Halle ausgestattet war. Auch sie hatte einen Steinfußboden und große bunte Glasfenster. Jedoch konnte ich außer einem imposanten goldenen Thron genau in der Mitte der Halle keine weiteren Möbel entdecken. Ich folgte dem Assistenten des Meisters, der geradewegs auf den Thron zuing. Als er davorstand, drehte er sich zu mir um.

»Warten Sie hier«, forderte er mich auf. »Der Meister wird gleich kommen.«

Ohne ein weiteres Wort verließ er die Halle, schloss die Tür hinter sich und ließ mich alleine vor dem mächtigen Thron zurück.

Es war nun absolut still um mich herum, und ich konnte mein Herz schlagen hören. Gleich war es so weit.

Einige Minuten vergingen, ohne dass ein Geräusch von draußen hereindrang. Ich betrachtete die Heiligenbilder an den Wänden, die mich zum Teil freundlich, zum Teil auch ein wenig grimmig zu mustern schienen.

Weitere Minuten vergingen. Meine Handflächen waren vor Aufregung ganz feucht geworden.

Auf einmal hörte ich ein Geräusch draußen an der Tür. Dann öffnete sie sich.

Lahmgelebt

Der Tag, an dem ich zum ersten Mal auf die Idee kam, meinen Alltag an den Nagel zu hängen, war ein Montag. Es war ein langer Tag gewesen, und ich war heilfroh, endlich zu Hause zu sein. Ich war um vier Uhr aufgestanden, um den ersten Flieger nach Hamburg zu nehmen. Ein Meeting, ein Mittagessen und einen ungemütlichen Rückflug später schloss ich nun todmüde, aber erleichtert meine Wohnungstür auf.

Kaum stand ich im Flur, hörte ich schon mein Telefon klingeln. Kurz nach halb acht. Der wöchentliche Anruf meiner Großmutter. Sie lebte in Leipzig, und wir sahen uns nur alle paar Wochen, wenn ich sie von München aus besuchen kam. Dazwischen telefonierten wir regelmäßig. So wusste ich immer, wie es ihr ging, und auch sie konnte an meinem Leben Anteil nehmen.

Eigentlich war ich an diesem Abend gar nicht in der Stimmung, etwas von mir zu erzählen. Am liebsten hätte ich mich in die Badewanne gelegt und mich anschließend mit einem guten Buch unter die Bettdecke verzogen. Zögernd schaute ich das Telefon an. Meine Omi konnte schließlich auch nichts dafür, dachte ich seufzend und nahm ab.

»Hallo Franzi«, begrüßte sie mich gleich vergnügt. »Na, wo habe ich dich denn jetzt weggeholt?«

Ich gab mir größte Mühe, ebenfalls gute Laune vorzuspielen. »Ach, Omi, ich komme gerade von einer Dienstreise. Ich war heute in Hamburg.«

Da ich ein paar Jahre in Hamburg gelebt hatte und die Hansestadt noch immer sehr vermisste, fiel es mir nicht schwer,

fröhlich zu klingen, als ich ihr davon erzählte. Wir tauschten eine Weile unsere Neuigkeiten aus, und schließlich gelang es mir, über meinen Schatten zu springen und meine schlechte Laune abzuschütteln. Meine Stimmung hellte sich auf, und ich berichtete ihr von der Bergwanderung, die ich am Tag zuvor mit meinen beiden Freundinnen Steffi und Elke unternommen hatte. Es war ein herrlicher Tag gewesen, und der Ausblick vom Gipfel über die bayerischen Voralpen hatte mich den Ärger der Arbeitswoche fast vergessen lassen.

Meine Omi hörte mir zu, und ich wusste, dass sie sich für mich freute. Ich liebte es, in der Natur zu sein, und ich nutzte jede Gelegenheit, um nach der Woche im Büro zumindest meine Freizeit im Grünen zu verbringen.

»Sag mal, Franzi«, begann meine Omi auf einmal, »hast du denn nicht mal wieder jemanden kennengelernt? Jemanden, der genauso gerne wandern geht wie du?«

Na prima, dachte ich, und meine gute Laune war mit einem Schlag wieder verflogen. Nun durfte ich auch noch meiner neunzigjährigen Großmutter erklären, was es bedeutete, als Single in der Großstadt zu leben. Heute blieb mir auch einfach gar nichts erspart. Was wollte sie hören? Wie es sich anfühlte, sich auf Singlebörsen im Internet herumzutreiben oder am Sonntagnachmittag alleine spazieren zu gehen?

»Ach, Omi«, wiegelte ich ab, »wenn der Richtige an meiner Tür klingelt, rufe ich dich sofort an. Versprochen.«

Danach versuchte ich, das Gespräch so schnell wie möglich zu beenden. Es war ein unerfreulicher Tag gewesen, und ich fühlte mich leer und erschöpft und wollte einfach nur noch meine Ruhe. Der Geschäftstermin war anders verlaufen, als ich erhofft hatte, das Mittagessen hatte deutlich länger gedauert als geplant, und so war mir keine Zeit mehr geblieben, wenigstens ein paar meiner früheren Lieblingsecken in Hamburg

einen Besuch abzustatten. Stattdessen war ich zum Flughafen gehetzt, um meinen Rückflug nicht zu verpassen.

Erschlagen und auch ein bisschen enttäuscht hatte ich das Gate erreicht, kurz bevor das Einsteigen begann. Ich hatte mich auf einen Sessel im Wartebereich fallen lassen und kurz die Augen geschlossen. Da hatte ich den Herrn neben mir – einen Anzugträger um die fünfzig – so laut in sein Handy rufen hören, dass der halbe Flughafen es mitbekam: »... der braucht mal dringend einen Schuss vor den Bug, damit er weiß, dass sich die Zeiten geändert haben.«

Na wunderbar, hatte ich gedacht, auf Ruhe brauche ich hier wohl nicht zu hoffen. Genervt hatte ich wieder die Augen geöffnet und die Leute um mich herum beobachtet. Hauptsächlich waren es Männer, die irgendwie alle gleich aussahen: dunkler Anzug, Handy am Ohr, und sie wirkten unheimlich wichtig, wie sie da so telefonierten. Es ging um Bilanzen, Zahlen, ein neues Software-System oder den Chef eines anderen Bereichs, der »einfach unfähig« sei und »zu feige, unbequeme Entscheidungen zu treffen«.

Endlich wurde zum Boarding aufgerufen. Langsam hatte ich meine Jacke und Tasche zusammengepackt und überlegt, ob ich noch einen Moment sitzen bleiben sollte, bis die meisten eingestiegen waren. Mir hatte das frühe Aufstehen noch in den Knochen gesteckt, und ich war nicht sehr scharf darauf gewesen, lange in der Schlange zu stehen. Offenbar war ich die Einzige, die so dachte. Die Geschäftsmänner jedenfalls sprangen wie auf Kommando auf, und dann hatte das große Drängeln begonnen. Anscheinend zählte nur, als Erster an Bord zu sein. Warum eigentlich? Gab es einen Preis zu gewinnen, von dem ich nichts wusste? Es spielte doch nun wirklich keine Rolle, ob man mit dem ersten, zweiten oder letzten Drittel in die Maschine gelangte. Der Platz war ja

bereits gebucht, den konnte einem keiner mehr wegnehmen. Und Raum für Gepäck war auch genug vorhanden. Zur Not konnte man den Laptop auch unter den Vordersitz schieben, dann hatte man ihn nach dem Starten auch schneller wieder zur Hand.

Ich hatte den Kopf geschüttelt. Was sollte das denn? Aber natürlich hatte ich es gewusst: Es ging nicht darum, als Erster in der Maschine zu sein, sondern darum, das Alpha-Tier rauszulassen. Es den anderen zu zeigen. Mich hatte dieses Verhalten in diesem Moment so richtig angewidert. Das war es also, worauf es ankam? Darauf sollte man stolz sein können? Wenn erfolgreich bedeutet, so zu sein, dann pfeife ich auf Erfolg, hatte ich trotzig gedacht.

Als ich ein paar Minuten später meinen Platz erreicht hatte, hatte ich zu allem Überfluss festgestellt, dass der Mann, der am Gate so laut telefoniert hatte, direkt neben mir saß. Und natürlich war er schon wieder oder immer noch in sein Telefonat vertieft gewesen. Erst als der Flieger bereits in Richtung Startbahn gerollt war und die freundliche Stewardess ihn zum dritten Mal aufgefordert hatte, das Handy auszuschalten, war er widerwillig dazu bereit gewesen.

Ich hatte ihr insgeheim gedankt, dass sie hartnäckig insistiert hatte und ich von seinen weiteren Ausführungen am Telefon hatte entkommen können. Aber meine Erleichterung hatte nicht lange angehalten, denn nun hatte er seine Taktik geändert. Handy und Laptop hatte er nicht benutzen dürfen, und einfach mal die Augen schließen und ausruhen, das war natürlich nichts für eine Führungskraft wie ihn. Was war also geblieben? Richtig: Er hatte die große Tageszeitung herausgeholt und sie geräuschvoll auseinandergefaltet. Da er es gewohnt war, so viel Raum in Anspruch zu nehmen, wie er wollte, hatte es ihn auch nicht im Geringsten gestört,

dass er mir seine Zeitung dabei direkt vors Gesicht gehalten hatte.

»Könnten Sie bitte Ihre Zeitung auf Ihrem Platz lesen?«, hatte ich ihn mit einem leicht gereizten Unterton gebeten.

Er hatte mich leicht verblüfft angeblickt, offenbar war er keinen Widerspruch gewohnt. Aber zumindest hatte er seine Lektüre nun nicht mehr direkt vor mir ausgebreitet.

Um mich abzulenken, hatte ich nach dem Magazin gegriffen, das ich beim Einsteigen aus einem der Zeitungsständer mitgenommen hatte. Ich hatte es auf meinen Schoß gelegt, es aber nicht geöffnet. Eigentlich war ich viel zu müde gewesen, um zu lesen. Ich hatte die Augen geschlossen und an unsere Wanderung von gestern gedacht. An die majestätischen Bergspitzen der Voralpen, die blauen Gebirgsseen und die tiefe Zufriedenheit, die mich erfüllt hatte, als ich den Gipfel erreicht hatte. Wann hatte ich mich eigentlich das letzte Mal im Job so glücklich und mit mir selbst im Reinen gefühlt?

Wann war ich das letzte Mal mit meinem Privatleben so richtig zufrieden, dachte ich nun seufzend. Das Telefonat mit meiner Omi ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Auch wenn ich es nicht gerne zugab, sie hatte mit ihrer Frage den Finger zielsicher in die Wunde gelegt. Natürlich genoss ich einerseits meine Freiheit als Single, wusste es zu schätzen, dass ich spontan sein und tun und lassen konnte, was ich wollte. Meine Freundinnen anrufen und etwas unternehmen, ohne auf einen Partner Rücksicht nehmen zu müssen. Den Sonntag mit einem Buch auf der Couch verbringen und nicht die Schwiegereltern besuchen müssen. All das eben.

Andererseits gab es hin und wieder auch die schwachen Momente, in denen ich mich danach sehnte, nicht alleine frühstücken zu müssen. Mich oben auf dem Berg an meinen Freund

zu kuscheln und mit ihm gemeinsam die Aussicht zu genießen. Nicht noch schnell auf dem Heimweg etwas beim Asiaten zu bestellen, sondern für zwei Personen zu kochen. Natürlich wollte ich abends lieber mit den Worten »Hallo, schön, dass du da bist« als von meiner leeren Wohnung begrüßt werden.

Auch wenn ich an den meisten Tagen mit meinem Single-Dasein kein Problem hatte, auf Dauer war ich einfach kein Einzelkämpfer, sondern ein »Teamplayer«. Wenn ich zurückdachte an früher, erinnerte ich mich, dass ich immer die Vorstellung gehabt hatte, mit Mitte dreißig einen Mann und eine eigene Familie zu haben. Ich hatte es einfach automatisch angenommen und nie in Frage gestellt. Jetzt war ich Mitte dreißig, aber eine Familie war nicht mal in Sichtweite.

Zumindest einen Partner wünschte ich mir, wenn ich ehrlich war, doch sehr: morgens gemeinsam aufwachen, abends gemeinsam einschlafen. Zusammen lachen, wenn ein Glas kaputt geht oder das Essen anbrennt. Miteinander reden, einander verstehen. Kompromisse füreinander eingehen. Jemanden haben, der für mich da war und der mich für ihn da sein ließ. Ja, ich hätte gern eine richtige große Liebe gehabt, die auch nicht so leicht an Schwierigkeiten zerbrach.

Was soll's?, dachte ich, im Grunde bin ich doch zufrieden mit meinem Leben. Ich hatte schließlich alles. Doch so sehr ich mich auch anstrengte, mich selbst davon zu überzeugen, desto weniger gelang es mir.

Um mich auf andere Gedanken zu bringen, nahm ich erneut das Magazin in die Hand, das ich im Flugzeug ungelesen in meine Tasche gestopft hatte. Es war ein Reisemagazin. Auf jeder Seite ging es um atemberaubende Landschaften, aufregende Kulturen und faszinierende Städte. Plötzlich blieb mein Blick an einem Foto hängen: Es zeigte einen See irgend-

wo, der nicht von dieser Welt zu sein schien. Er war rundum perfekt, dunkelblaues Wasser, kleine Fischerboote und idyllische Hügelketten am Horizont.

Ich konnte nicht aufhören, das Foto anzustarren und den Anblick dieses Sees in mich einzusaugen.

Schluss. Genug. Mir reicht es. Ich will nur noch weg von hier, schoss es mir auf einmal durch den Kopf. Und dann setzte sich das Gedankenkarussell in Gang: War das jetzt schon alles, würde mein Leben immer so weitergehen? Immer nur Arbeit, die mir meine Kraft raubte, mir aber nichts zurückgab? Der Traum von der Liebe, würde er jemals für mich in Erfüllung gehen? Oder würde sich nur ein grauer Alltag an den nächsten reihen? Wie war ich eigentlich in dieses Hamsterrad geraten, das sich Leben nannte? Und wie sollte ich mein Leben ändern?

Natürlich waren mir derlei Gedanken schon häufiger gekommen. Sie begleiteten mich seit langem durch den Alltag wie der Stau auf dem Weg zur Arbeit. Normalerweise hatte ich sie kurz zugelassen und sie dann schnell wieder weggeschoben, irgendwohin in die hintersten Winkel meines Gehirns. Auch jetzt kämpfte ich gegen meine trübe Verfassung an, so gut ich konnte. Doch es gelang mir nicht. An diesem Tag, so schien es, vermochte nichts mich aufzuheitern.

Ein Gefühl des Unbehagens hatte sich schon länger in mir ausgebreitet, ohne dass ich es wahrgenommen hatte. Jetzt drängte es sich geradezu in mein Bewusstsein und überforderte mich vollkommen. Was war heute nur mit mir los? Lag es an dem Telefonat mit meiner Omi, an dem Tag in Hamburg, dem Rückflug oder daran, dass alles zusammengekommen war?

Ratlos ging ich ins Bett und schaltete das Licht aus. Ich hatte das Gefühl, als hätte sich der Himmel über mir unbemerkt

immer weiter zugezogen. Nun, da ich es wahrgenommen hatte, war er bereits nachtschwarz und wolkenverhangen. Mich beschlich eine Ahnung, dass er so schnell nicht wieder aufreißen würde.

Dass sich gerade ein wahrer Wirbelsturm anbahnte, der keinen Stein auf dem anderen lassen sollte, konnte ich noch nicht ahnen.

Eigentlich bin ich eine überzeugte Optimistin. Das war ich schon immer. Auch wenn es mal nicht rundlief, war ich felsenfest davon überzeugt, dass schon alles gut werden würde. Das Leben erschien mir immer bunt und aufregend. Hamburg, München – ich liebte es, in der Großstadt zu leben, wo ich von Angeboten und Möglichkeiten geradezu überschwemmt wurde. Eigentlich stammte ich aus einem kleinen Dorf in Brandenburg, ganz in der Nähe von Potsdam. Aufgewachsen bin ich zu DDR-Zeiten. Als die Mauer fiel, war ich 15 Jahre alt. Zu jung, um wirklich viel mitzubekommen, aber alt genug, um Erinnerungen an diese Zeit zu haben. Wie alle meine Freunde war auch ich bei den Pionieren gewesen und hatte mein Halstuch mit Freude getragen. Es hatte uns Spaß gemacht, und dass bitterer Ernst dahintersteckte, war uns als Kindern natürlich nicht bewusst gewesen. Der Staat, in dem ich aufwuchs, hatte nicht lange genug bestanden, um Einfluss zu nehmen auf mein Leben als Erwachsene. Ein großes Glück für mich.

Als ich 1993 mein Abitur in der Tasche hatte und mir im frisch wiedervereinigten Deutschland Möglichkeiten offenstanden, von denen meine Eltern nur hätten träumen können, war ich vor allem ratlos. Was nun?